

**THOMAS KNOPF, Kontinuität und Diskontinuität in der Archäologie. Quellenkritisch-vergleichende Studien.** Tübinger Schriften zur Ur- und Frühgeschichtlichen Archäologie, Band 6. Waxmann Verlag, Münster, New York, München, Berlin 2002. ISBN 3-8309-1061-4; ISSN 1430-0931. 333 Seiten mit 41 Abbildungen, 16 Tabellen und 7 Faltbeilagen.

Das Umschlagbild verrät mehr über Ansatz und Inhalt des Buches als Titel und Untertitel: Im Hintergrund eine guatemalteckische Töpferin bei der Arbeit, davor je ein Gefäß der neolithischen Pfynen Kultur und der eisenzeitlichen Hunsrück-Eifel-Kultur. Die Töpfe stehen für die zwei den Kern des Bandes bildenden Fallstudien. In beiden geht es um Kontinuitätsfragen, deren Beantwortung anhand der zeitlichen Entwicklung der Keramik versucht wird. Den Schlüssel zu ihrem Verständnis sucht Knopf in Regelmäßigkeiten zwischen ethnographischen, ethnohistorischen und ethnoarchäologischen Beschreibungen der Töpferei und ihres kulturellen Kontextes in einer umfangreichen Literaturstichprobe über vier Kontinente. Ein systematischer kulturanthropologischer Ansatz zur Erhellung von Problemen, die sich aus konkreten archäologischen Materialbeständen ergeben, theoriegeleitet, analogiebildend und auf Verallgemeinerung abzielend: der richtige Stoff für eine Tübinger Dissertation. Als historisches Methodenthema par excellence durchzieht Kontinuität vs. Diskontinuität die Archäologien wie ein Leitmotiv, aber viel Grundsätzliches ist nie darüber geschrieben worden. Diese Herausforderung im Rahmen einer Doktorarbeit anzunehmen, noch dazu einer so vielseitigen, verdient große Anerkennung. Von Diskontinuität handelt die Studie indessen gar nicht, und auch über Kontinuität in der Archäologie erfährt man weniger als der Titel verspricht. Die Stärken des Buches liegen nicht so sehr im theoretischen Bereich, sondern in der Behandlung der Beispiele.

Das wird gleich im ersten der sieben Kapitel deutlich, das zunächst Kontinuität und Diskontinuität in der Archäologie sowie in Theorie und Philosophie der Geschichte behandelt. Die beiden ersten Sätze des Bandes verwirren mit der Feststellung, sowohl Kontinuität als auch Diskontinuität bedeuteten „in einem übergeordneten Sinne immer einen gleichmäßigen, stetigen Ablauf oder Fortgang“. Im folgenden fehlen meist Präzisierungen zu zentralen Aspekten wie Konstanz, Wandel, Mischung, Bruch und Ersetzung sowie zu den verschiedenen, in den Archäologien relevanten Arten der Kontinuität, etwa der Platzkontinuität, der Gräberfeldbelegung, der Nutzung zugehöriger Siedlungen und Siedlungsräume, zu den Unterschieden zwischen Bevölkerungs- und ethnischer Kontinuität sowie zum Verhältnis zwischen diesen und weiteren Konzepten einerseits und der Entwicklung materieller Kultur – hier: Töpfereiprodukte – andererseits. Dem selbstgesteckten Ziel, bisherige Kontinuitätsdeutungen auf eine solidere methodische Basis zu stellen, wäre mit genaueren Begriffsdefinitionen besser gedient. Über Typen der Kontinuität unterrichtet etwa Manfred Eggerts Einführungswerk prägnanter (M. K. H. EGGERT, *Prähistorische Archäologie. Konzepte und Methoden* [Tübingen, Basel 2001] 296–307). Knopf resümiert richtig, daß bislang keine einheitliche Terminologie, geschweige denn eine theoretische Grundlage besteht, nutzt aber die Chance nicht, hierzu gleich einleitend etwas beizutragen. Eine Fußnote verweist auf das letzte Kapitel, wo nützliche Einsichten zum Begriff der Kontinuität etwas nachgeschoben wirken, zumal sie sich nicht aus dem Hauptteil ergeben, sondern umgekehrt seine Bearbeitung hätten leiten sollen.

Ein knapper quellenkritischer Teil behandelt in allgemeiner Form zunächst Überlieferung und Deutung archäologischer Materialien. Hier überrascht die Ansicht, es handele sich um ein archäologisches „Faktum“ (Anführungszeichen im Original), wenn aus verschiedenartigen Keramikgefäßen unterschiedlicher Zeitstellung auf eine wie auch immer geartete Diskontinuität der Töpferei geschlossen wird, wohingegen jeder weitere Schritt eine Interpretation

beinhalte (S.33). Stimmt der erste Teil dieses Gedankens, so wäre Knopfs (und unser) Problem schon zur Hälfte gelöst, und wir müßten nur noch über mögliche Gründe für „faktisch“ festgestellte Kontinuitäten oder Diskontinuitäten nachdenken. Der Abschnitt „Chronologie und Kontinuität“ führt eine ungeeignete Begrifflichkeit ein, die die ganze Arbeit durchzieht und erst im Schlußkapitel korrigiert wird: die Gleichsetzung von (formaler) Veränderung mit Diskontinuität, nebst einem – hier noch impliziten, aber später mehrfach ausdrücklich genannten – Pendant in dem vermeintlichen Begriffspaar Kontinuität und Konstanz. Scheinbar übersieht Knopf an dieser Stelle, wovon sein Fach und seine Studie überreich zeugen, nämlich daß Veränderung auch kontinuierlich ablaufen kann, so daß im Extremfall Anfangs- und Endzustand nichts mehr gemein haben müssen. Der von ihm mit Recht gern benutzte, aber zu Unrecht als Gegenstück zu „Innovation“ aufgefaßte Begriff der Tradition meint ja zumeist gerade dies: gebahnte Veränderung.

Umgekehrt ausgedrückt, kann Kontinuität neben Konstanz eben auch bruchlosen Wandel bedeuten. Knopf führt (S.62) selbst aus, daß in der Archäologie Kontinuität mit Blick auf Bevölkerungen eher mit Konstanz gleichgesetzt wird, im Bezug auf materielle Kultur hingegen bevorzugt mit stetiger Veränderung, versäumt aber die notwendigen terminologischen Differenzierungen. Offenbar neigt er einer Auffassung zu, die Wolfgang Brestrich per Unterscheidung zwischen Prozeß- und Merkmalebene klar formuliert hat: Kontinuierlicher Wandel könne Diskontinuitäten von Formen hervorbringen (W. BRESTRICH, Die mittel- und spätbronzezeitlichen Grabfunde auf der Nordstadterrasse von Singen am Hohentwiel. Forsch. u. Ber. Vor- u. Frühgesch. Baden-Württemberg 67 [Stuttgart 1998] 185). Das ist zwar nicht falsch, aber eine terminologische Spitzfindigkeit von fragwürdigem Nutzen für die historische Darlegung, auch wenn Christian Meier eine Vorlage lieferte (CH. MEIER, Kontinuität – Diskontinuität im Übergang von der Antike zum Mittelalter. In: H. Trümpy [Hrsg.], Kontinuität – Diskontinuität in den Geisteswissenschaften [Darmstadt 1973] 53–94).

Alles hört irgendwann einmal auf – entscheidend für die hier behandelte Fragestellung ist doch das Wie (der Prozeß), nicht die bloße Tatsache. Eine sich langsam und stetig auflösende Ordnung als „Diskontinuität einer Struktur“ zu bezeichnen (Meier), ist eine intellektuelle Fingerübung, die nicht zur dringend benötigten Klarheit beiträgt. Die schafft Knopf dann wieder, indem er sehr gut den Zusammenhang zwischen quellenabhängiger archäologischer Periodisierung und Interpretation herausarbeitet.

In beiden Fallstudien geht es um keramischen Wandel, der jeweils im umfassenderen Kontext des gesamten Kulturwandels ausführlich erörtert wird, und zwar zuerst allein aufgrund der archäologischen Quellen. Dabei wirkt sich ein weitgehender, mit zu hohem Aufwand begründeter Verzicht auf Quantifizierungen nachteilig aus – die Beschreibung der mit Blick auf die Kontinuitätsproblematik auszuwertenden Keramik leidet etwas unter impressionistischer Unschärfe. Die beiliegenden, sorgfältig zusammengestellten Falttafeln sind nützlich für eine Orientierung über wichtige Inventare, ersetzen aber nicht die Darstellung der Mengenverhältnisse.

Im Fall der Hunsrück-Eifel-Kultur (HEK) steht im Mittelpunkt die Frage, ob im Zeitraum ihres Bestehens (im Kern von der Späthallstattzeit bis einschließlich Latène B, ca. 620–250 v. Chr.) und auch während der anschließenden Mittel- und Spätlatènezeit, also bei Hinzurechnung der älterhallstattzeitlichen Laufelder Phase über insgesamt wenigstens sieben Jahrhunderte hinweg, Kontinuität von Kultur, Bevölkerung und Ethnos (Treverer) herrschte, wie in der Fachliteratur seit Jahrzehnten überwiegend vertreten. Grob umrissen, betrifft dies den Mittelgebirgsraum zwischen Rhein und Saar sowie Ahr und Nahe. Knopf beschränkt sich auf die Auswertung keramikführender Gräber aus 35 Gräberfeldern. Er unterzieht die

Siedlungs- und vor allem die Feinkeramik einer eingehenden quellenkritischen Analyse, die auch ihre Repräsentativität, Beginn und Ende der Belegungen und den Wandel der Bestattungssitte mit einbezieht. Innerhalb der HEK sind regionale und lokale Unterschiede in der Art und dem Zeitpunkt des Auftretens neuer Formen und Merkmale ebenso festzustellen wie Merkmalkonstanzen zwischen relativchronologischen Stufen, Phasen und Subphasen. Dabei kommt es jedoch zu dem oben als theoretische Möglichkeit angesprochenen Befund, daß „der ganz überwiegende Bestand an Formen, Verzierungen und z. T. auch Techniken der Keramik irgendwann nichts mehr mit älterer Tonware gemeinsam hatte“. Nicht überraschend verbietet es sich also, für die HEK von einer jahrhundertlangen Konstanz der Töpfereierzeugnisse zu sprechen (S. 103).

Die Entwicklung der mittel- und spätlatènezeitlichen Keramik beurteilt Knopf nach je einer Kombinationstabelle zum Gräberfeld von Horath (Ldkr. Bernkastel-Wittlich) und zum ganzen Hunsrück-Nahe-Raum, die ursprünglich von Andrei Miron vorgelegt und von Birte Brugmann überarbeitet worden waren. Für die vorliegende Arbeit wurden Brugmanns Tabellen um alle nichtkeramischen Merkmale mit Ausnahme des Bestattungstyps Koosbüsch bereinigt und die Keramiktypen in der Absicht neu angeordnet, ihr „erstes“ Auftreten in der Sequenz beurteilen zu können, d. h. mit rechtsseitiger Stufung der Besetzungspunkte (Abb. 15 u. 19). Das ergibt freilich nicht die für relativchronologische Erwägungen und die Einschätzung der Kontinuität erforderliche optimale Matrixordnung, wie sie mittels Korrespondenzanalyse zu erzielen ist. Knopfs Analysen der handgeordneten Tabellen (S. 110 u. 113) sind deshalb nur bedingt stichhaltig. Sie bewerten gehäuftes Auftreten neuer Formen, wohingegen die zweidimensional darstellbaren korrespondenzanalytischen Ergebnisse etwaige Sprünge der Gesamtähnlichkeiten zwischen Gräbern und Typen anzeigen. Für Horath ergibt die Korrespondenzanalyse allerdings keine gute Parabelanordnung, was entgegen Knopfs ungeprüfter Prämisse eine schlechte Serierbarkeit anzeigt und in chronologischer Hinsicht zur Vorsicht mahnt. Entfernt man konsequenterweise den Bestattungsritus vom Typ Koosbüsch als sachfremdes Merkmal aus der Keramikanalyse, so entfallen damit auch die wenigen HEK-Gräber, und eine chronologische Deutung des dann ganz amorphen Ergebnisses verbietet sich. Dagegen helfen auch Knopfs morphologisch gut nachvollziehbare Fusionen von Gefäßtypen nicht, die bei seiner Arbeitsweise jedoch zu einer Relativierung der Stufen im Besetzungsbild der Matrix führen.

Die zusammengefaßten Daten des Hunsrück-Nahe-Raums bestehen hingegen den Parabeltest. Hier dürfen chronologische Relevanz an- und Lücken ernstgenommen werden – zwei der drei deutlichsten, am Übergang von Mittel- nach Spätlatène sowie zwischen Lt D 1b und 2a, decken sich mit den prägnantesten Absätzen im Resultat nach Brugmann. Knopfs auch hier vorgenommene Typfusionen schließen die erste Lücke und verkleinern die zweite. Damit bestätigt sich erneut, daß in diesem Fall eine stärker von keramischen Grundformen ausgehende Materialgliederung tendenziell eher kontinuierliche Ergebnisse zeitigt als eine mehr Varianten berücksichtigende. Dies wirft die in der besprochenen Arbeit nicht weiter thematisierte Forderung nach objektiveren Verfahren der Typeinteilung auf, die im gegebenen Fall durch die statistische Verarbeitung geeigneter metrischer Daten leicht zu lösen wäre. Hiervon unabhängig ergibt sich auch für die mittel- bis spätlatènezeitliche Keramik, daß zwischen den ältesten und den jüngsten Formen dieses Zeitraums „keine großen Gemeinsamkeiten mehr“ bestehen (S. 117).

Zusammenfassend lehnt Knopf (S. 123) die Interpretation der Sequenz Laufeld – HEK – Mittellatène – Spätlatène als einer einheitlichen „Kulturgruppe“ in einem geschlossenen „Stammesgebiet“ mit überregional gültigen Normen und gemeinsamer Tradition ebenso ab wie eine Identifikation mit den ab der Spätlatènezeit historisch überlieferten Treverern. Stattdessen

möchte er von diversen Hunsrück-Eifel-Gruppen im Sinne verschieden großer Traditionsgemeinschaften sprechen. Im Betrachtungszeitraum seien zweimal größere Veränderungen festzustellen: zum einen gegen Ende der Älteren HEK (Neuanlage von Gräberfeldern; Hinzukommen von Hügelgruppen; Wechsel von der Brand- zur Körperbestattung; Gründung erster Höhensiedlungen), zum anderen am Übergang von der Jüngeren HEK zur Mittelatlènezeit (Aufgabe von Gräberfeldern; Ende der Hügelgrabsitte; Auflassung vieler Siedlungen; Neuanlage von Höhensiedlungen im Westen; Wandel der Siedlungskeramik).

Die zweite Fallstudie betrifft den konventionell als Wechsel von der Cortaillod- zur Pfyn Kultur bezeichneten Kulturwandel am unteren Zürichsee im frühen vierten Jahrtausend v. Chr. Im Gegensatz zum ersten Beispiel stehen ausschließlich Siedlungsüberreste zur Verfügung, die dank Baumringdatierungen absolutchronologisch sehr viel präziser gefaßt werden können. Postulierte die Forschung für den Hunsrück-Eifel-Raum Bevölkerungs- und ethnische Kontinuität im Rahmen einer trotz gewissen materiellen Wandels im Kern gleichbleibenden Kultur, so galt für die jungneolithischen Verhältnisse im heutigen Stadtgebiet Zürichs zuletzt ebenfalls die Annahme weitgehender Bevölkerungs- und ethnischer Konstanz, hier jedoch über einen sehr viel rascher verlaufenen materiellen Wandel mit Wechsel von einer archäologischen Kultur zur nächsten. Als Ursache werden über Außenkontakte vermittelte externe Einflüsse geltend gemacht, ohne daß diese Prozesse bislang präziser beschrieben, geschweige denn überzeugend erklärt worden wären. Hier besteht ein Ziel des kulturanthropologischen Ansatzes in einer Behebung dieses Interpretationsdefizits, einer Eruiierung der „tatsächlichen Vorgänge“ (S.157).

Die Quellenlage einschließlich Besiedlungsgeschichte, Baumringdatierungen und Schichtenkorrelationen wird für die relevanten Züricher Grabungsareale Mozartstrasse, Kanalisationssanierung, Kleiner Hafner und AKAD/Pressehaus ausgezeichnet zusammengefaßt. Knopf bezieht weitere Fundstellen am Zürichsee vergleichend ein und behandelt auch kurz wichtige Ergebnisse der Archäozoologie, Archäobotanik und Klimaforschung, bevor er sich seinem eigentlichen Gegenstand zuwendet: der Entwicklung der bei den Züricher Stadtgrabungen gefundenen Keramik des 39. und 38. Jahrhunderts. Die entsprechenden Inventare sind umfassend und in fast allen wesentlichen Belangen quantifiziert veröffentlicht. Die Rückübersetzung der vielen Einzelbeobachtungen zum Formenwandel, dem Übergang vom Rund zum Flachboden, der Entwicklung der Wandstärken, Knubbenzier usw. in eine rein verbale Darstellung ohne detaillierte Zahlenangaben und Graphiken kann im Vergleich leider nur schwierig nachvollzogen werden.

Ein besonderer Vorzug des Züricher Materials, nämlich bei Berücksichtigung aller neolithischen Schichten erkennen zu lassen, welche dieser Abläufe in langfristige, nicht speziell mit dem Übergang von Cortaillod nach Pfyn verknüpfte Prozesse eingebunden waren, bleibt unausgeschöpft. Zwar hätte dies den Rahmen der Dissertation etwas erweitert, doch sind solche Prozesse der *longue durée* in der materiellen Kultur, die sich nur der archäologischen Methodik erschließen, unverzichtbar für eine umfassende Erörterung der Kontinuitätsproblematik. Was im Mittelgebirgsbeispiel nur näherungsweise durch Kombinationsanalysen zu periodisieren ist und dort zudem der Filterung des Grabbrauchs unterliegt, findet sich im neolithischen Feuchtbodenmilieu des Voralpenlandes in stratigraphisch geordneten, teils bis auf wenige Jahre genau datierbaren Siedlungsschichtfolgen, im neolithischen Zürich verteilt über insgesamt etwa zwei Jahrtausende. Der Übergang vom Rundboden zum Flachboden gehört ebenso zu den langfristigen Verläufen kontinuierlichen Wandels wie die Zunahme der Wandstärken. Diese Prozesse haben nicht allein mit dem Aufkommen des Pfyn Keramik-

stils am unteren Zürichsee zu tun, sondern liefen am Ort bereits seit Jahrhunderten, teils im Gleichlauf mit der Westschweiz, wohin die „Pfynerisierung“ niemals vordrang. Knopf führt die graduellen Veränderungen der jungneolithischen Züricher Keramik noch einmal vor, beschreibt das von Übergangsformen und Michelsberger Fremdformen eingeleitete „Umschlagen“ der örtlichen Keramikgestaltung in Richtung Pfyner Stil. Was historisch dahinterstand, soll die Auswertung der nun folgenden ethnographischen Fallsammlung zur potentiellen Aussagekraft von Keramik über die nichtmateriellen Sphären der Kultur beleuchten.

Dieses vierte Kapitel stellt das Material für die kulturanthropologische Erkenntnissuche zu den prinzipiellen Ursachen keramischer Konstanz und Veränderung bereit. Sie in einer breiten Stichprobe „lebender Kultur“ zu beginnen und sich im häufig „dicht beschriebenen“ Datendickicht über regelhafte Verknüpfungen zwischen Materiellem und Nichtmateriellem zur „archäologischen Kultur“ und ihrer einstigen Lebenswirklichkeit vorzuarbeiten, ist beste ethnoarchäologisch-interkulturelle Methode, wie man sie selten angewandt findet. Grundlage sind 66 aus der Literatur aufgenommene Fälle, in denen jeweils alle relevanten und verfügbaren Daten zur Töpferei nebst ihren ökologischen, technischen, sozialen, wirtschaftlichen, symbolisch-kommunikativen und innovativen Aspekten dokumentiert wurden, eingebettet in Angaben zu den naturräumlichen Gegebenheiten, Sozialorganisation, Siedlungsweise, Wirtschaftsformen, Religionen und spezifischen historischen Entwicklungen. Besonders alte Zustände sind damit freilich nicht gefaßt, entstammen die zugrundeliegenden Beobachtungen doch überwiegend dem späten 20. Jahrhundert, was für ein Gutteil der Materialsammlung Einflüsse des Kolonialismus, der postkolonialen Ära und im weitesten Sinne auch der Globalisierung bedeutet. Eine zweite, von Knopf etwas unterschätzte Beschränkung des Erkenntniswerts für sein Thema besteht in der sehr geringen Zeittiefe dieses Fundus, der fast ausnahmslos nur so etwas wie Momentaufnahmen umfaßt. Viel mehr als 20 Jahre keramischen Wandels wurden nirgends direkt beobachtet, sehr wenig im Vergleich zu archäologischen Zeitfenstern: Schon für die zweite Fallstudie muß wenigstens ein Jahrhundert betrachtet werden, eigentlich ein Mehrfaches, wie oben dargelegt, und im eisenzeitlichen Hunsrück-Eifel-Raum hat man es ohnehin eher mit einem Jahrtausend zu tun. Zur Problematik der Veränderlichkeit von Keramiktraditionen bietet die eher statische „ethnographische Gegenwart“ weniger Information, als man sich für die archäologische Anwendung wünschen möchte.

Dennoch ergeben sich aufschlußreiche Verallgemeinerungen, etwa zwischen Männer- und Frauen- oder stark spezialisierter Produktion, zwischen Subsistenzorientierung, Frauentöpferei und Wulsttechnik oder zur Rolle des Keramikaustauschs, der in der Urgeschichtsforschung tendenziell vielleicht unterbewertet wird. Es ist allerdings eine offene, in der vorliegenden Arbeit etwas zu knapp behandelte Frage, welche „Wahrscheinlichkeiten“ für ferne Vergangenheiten sich aus den Häufigkeitsverteilungen der rezenten Stichprobe ergeben. Sehr gute Abschnitte untersuchen zuerst die darin erkennbaren, möglichen Ursachen für relative keramische Konstanz, dann für Veränderungen und fassen schließlich alles aus einer archäologischen Perspektive zusammen.

Die Anwendung auf die beiden archäologischen Beispiele erbringt etwas ernüchternde Resultate. Knopf schließt für den Übergang von älterer zu jüngerer HEK auf Zuwanderungen Fremder aus Nordwestdeutschland oder dem Marne-Gebiet. Überzeugende archäologische Hinweise auf Migrationen fehlen jedoch, und die chronologische Priorität der vermeintlichen Auswanderungsgebiete ist fraglich. Die Veränderungen am Übergang zur Mittellatènezeit seien dann eher mit inneren Ursachen in einem zunehmend durch spezialisierte Männertöpferei gekennzeichneten Kulturmilieu zu erklären. Die Ablehnung der These einer durchgehenden ethnischen und kulturellen Kontinuität wird anhand der ethnographisch inspirierten Deu-

tungen bekräftigt. Den Wechsel vom Cortaillod- zum Pfynner Keramikstil sollen eingeheiratete „Pfynner Frauen“ bewirkt haben, deren Gefäße, ebenso wie Michelsberger Formen, teils schon zuvor von Cortaillod-Töpferinnen nachgeahmt worden seien. Ob man dem folgen möchte oder nicht, unwillkürlich drängt sich die Frage auf, ob für diese – hier allerdings extrem verkürzt referierten – Ergebnisse der beträchtliche kulturanthropologische Aufwand nötig war. Ja, war er! Und es wurde höchste Zeit, einmal den ganzen Königsweg der archäologischen Erkenntnis zu beschreiten, statt implizite Analogien regieren zu lassen. Reichere Resultate zu erwarten, hieße, sowohl die archäologischen als auch die ethnographisch-ethnohistorischen Quellen überfordern. Zu gerne hätte man Knopfs formidable Materialsammlung per Klick einer dem Band beigegebenen CD entnommen. Den darin noch schlummernden Erkenntnis-schatz wird er sicher selber heben. Wir dürfen uns darauf freuen.

D-50823 Köln  
Jennerstraße 8  
E-Mail: hp.wotzka@uni-koeln.de

Hans-Peter Wotzka  
Universität zu Köln  
Institut für Ur- und Frühgeschichte  
Forschungsstelle Afrika

**ULRICH VEIT / TOBIAS L. KIENLIN / CHRISTOPH KÜMMEL / SASCHA SCHMIDT (Hrsg.), Spuren und Botschaften: Interpretationen materieller Kultur.** Tübinger Archäologische Taschenbücher, Band 4. Waxmann Verlag, Münster, New York, München, Berlin 2003. 28,90 €. ISBN 3-8309-1229-3; ISSN 1430-0931. 566 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Unter einem ambitionierten Titel enthält dieser Band 27 Beiträge, die im Jahre 2000 auf einer Tagung in Tübingen vorgetragen wurden. Er gehört zu einer Reihe von Konferenzbänden, mit denen man am Tübinger Institut seit einigen Jahren versucht, die Interpretationsmöglichkeiten der prähistorischen Archäologie unter aktuellen Perspektiven auszuloten. Auf dieser Tagung ging es – anknüpfend an eine contextual archaeology – um die „Bedeutungsdimension materieller Kultur“ bzw. darum, „grundlegende Fragen im Zusammenhang mit einer inhaltlichen Deutung von Sachquellen als Ausdruck vergangenen Denkens und Handelns zu diskutieren“ (S.5). Die methodischen Probleme, die sich beim Lesen von Spuren einer Identifizierung der (möglicherweise) intendierten Botschaften der Archäologie in den Weg stellen, sind bekanntermaßen umstritten und ungelöst. Die Referate sind vier einander überschneidenden Gruppen zugeordnet: 1. Objekte (erkenntnistheoretische Grundlagen), 2. Indizien (Fallstudien), 3. Kodierungen (Objekte mit kommunikativer Absicht), 4. Paradigmen (Theoriediskussion über Möglichkeiten und Grenzen).

1. Einleitend verweist Ulrich Veit auf drei zentrale Aspekte: den funktionalen und symbolischen Umgang von Gesellschaften mit materiellen Dingen, die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Sachkultur vergangener und gegenwärtiger Gesellschaften und semiotische Grundlagen zur Interpretation von Objekten.

Anhand zweier Beispiele archäometallurgischer Untersuchungen – der westmexikanischen Kupfermetallurgie vor der europäischen Kolonialisierung und eines chalkolithischen Hortes westlich des Toten Meeres – zeigt Tobias Kienlin, daß bestimmten Legierungen statt praktischen wohl symbolische Erwägungen zugrunde lagen, wie es auch die cognitive archaeology vermutet. Pierre Bourdieu folgend sieht Martin Porr das Handeln von Menschen, die soziale Praxis, als „vermittelnde Instanz“ zwischen Dingen („materiellen Strukturen“) und Bedeu-